

Titel: Die Hoffnung auf ein besseres Leben für alle

Ich laufe die Straße entlang. Zumindest das, was hier als solche gilt. Es ist hell, sodass ich Mühe habe, meine Augen vollständig zu öffnen. Das Klima hier bin ich nicht gewohnt, in Deutschland ist es zwar auch warm, aber nicht so.

Der Grund, weshalb meine Familie und ich hier sind, ist ein Urlaubsziel unserer klimaverschlechternden Kreuzfahrt. Catania, eine schöne Stadt in Sizilien, mit dem Vulkan Ätna im Hintergrund.

Wir sind mit dem Bus weiter auswärts gefahren, befinden uns nicht mehr mitten in der Stadt. Es ist eine Art Wohnviertel, wenn man das so bezeichnen kann. Die Menschen hier werden teilweise primitiv untergebracht und erinnern nur kaum an die kunstvollen Gebäude der Stadt, von denen hier nichts zu sehen ist. ›In diesem Straßen leben die Armen‹, geht es mir durch den Kopf.

Der Anschein bestätigte sich noch mehr, als ich jemandem begegne, den ich nie vergessen werde.

Ein Junge steht vor mir. Schlank, eher dürr. Es braucht nicht lange, bis ich merke, dass er arm sein muss. Er verhungert nicht, hat keine hervortretenden Knochen oder einen aufgeblähten Bauch. Der Junge ist einfach nur dünn und unterernährt. Trotzdem erschrickt mich der Anblick und lässt mich zurücktreten. Die Erschöpfung meinerseits wegen dem langen Weg und der mir ungewohnten Hitze, verblasst bei dem wandernden Blick des dunkelhäutigen Jungen.

Mit seinen fast schwarzen, wässrigen Augen, lässt er Gänsehaut auf meinem ganzen Körper entstehen, sodass ich mich schütteln muss. Er weint nicht, aber es geht ihm nicht gut. Sein Körper fällt wegen der Unterernährung klein aus, vermutlich kleiner, als für sein Alter üblich. Das ist aber nicht das Erschreckende. Es ist sein leerer, trauriger Blick.

Mir ist bewusst, was er will: betteln. Er sagt zwar nichts, hält aber seine Hände vor seiner löchrigen Kleidung, um mir das zu verdeutlichen.

Den Blick will ich von ihm abwenden, kann es dann doch nicht mehr. So etwas habe ich noch nie gesehen. In dem zweitausend Seelen Dorf, in dem ich lebe, gibt es arme, obdachlose, zum Betteln verurteilte Kinder nicht. In der Kleinstadt Fulda, in der ich zur Schule gehe, gibt es zwar ein paar Obdachlose, aber unter ihnen befinden sich keine Kinder. In Deutschland gibt es sicherlich auch welche, in Großstädten, in Brennpunkten und in vielen anderen Gegenden. Trotzdem habe ich so etwas noch nie gesehen. Arme Menschen, ja. Aber nicht welche, die so arm sind.

Mir ist klar, dass der Junge, der sich im Grundschulalter befindet, keine Familie und andere Leute hat, die sich um ihn kümmern. Beim Umschauen entdecke ich auch niemand, der seine Eltern hätten sein können. Meine hingegen sitzen auf einer Holzbank zwischen blühenden Büschen und warten auf mich.

Ich weiß nicht, weshalb sie nicht zu mir kommen und mich von ihm wegzerren, einfach abwarten. Ehrlich gesagt ist mir das in diesem Moment auch egal.

Meine Knie zittern ein wenig, Kälte breitet sich in mir aus. Trotz der mindestens 30 Grad in der Mittagssonne.

Ich will mich umdrehen, gehen, kann es aber nicht. Ich will ihn nicht weiter ansehen müssen, ich möchte weg, ihn vergessen. Doch mein Blick verharrt weiter auf ihm, bis ich schließlich leicht in die Knie gehe, um meinen Stand zu stützen. Meine Beine sind wackelig, obwohl ich relativ starke

Titel: Die Hoffnung auf ein besseres Leben für alle

Nerven habe. Das Leid, die Erkenntnis und der Schock sitzen einfach zu tief, als dass ich mich hätte wegbewegen können.

Die Spucke in meinem Mund bleibt mir weg. Ich möchte etwas sagen, doch weiß nicht, was. Selbst wenn: Ist er in der Lage Englisch zu verstehen? Italienisch kann ich nicht, was mir sowieso nicht weiterhelfen würde. Denn Italienisch ist vermutlich nicht seine Muttersprache. Er macht nicht den Eindruck, als wäre er hier geboren.

»Hello.«, sage ich dann doch sanft. Daraufhin starrt er mich nur an, erwidert nichts und schweigt einfach nur.

»Er versteht es nicht«, geht es mir durch den Kopf. Schließlich hole ich tief Luft, lasse meinen Rucksack von der Schulter gleiten und bringe ein Laugengebäck zum Vorschein, das als Mittagessen dienen sollte. Zögernd reiche ich es ihm und er nickt mir dankbar zu. Seine kleinen Hände schließen sich darum, fummeln daran.

Ich hätte mehr machen können. Geld hatte ich nicht im Rucksack und ich vermute, dass er auch nicht damit hätte umgehen können. Dieser kleiner Junge kommt mir verwahrlost vor, ein schrecklicher Anblick.

Meine Lippen formen bereits neue Worte, mehr als ein einfaches Hallo. Auch wenn er es nicht versteht, es wäre für mich wichtig gewesen, noch etwas zu sagen. Als ich gerade den Mund öffne, dreht er sich schweigend um und verlässt mich.

Während er mir seinen Rücken zudreht und sein Aussehen sich in meinen Kopf brennt, denke ich weiter an ihn. »Diese Begegnung werde ich nicht vergessen«, wird mir bewusst. Er würde in meinen Gedanken herumschwirren und ich würde davon träumen. Dabei weiß ich nicht einmal, warum mich das so berührt.

Vielleicht, weil das traurige Gesicht abgespeichert bleibt, als mein persönliches Zeichen für all das Leid in dieser Welt, von dem wir in Deutschland zu wenig mitbekommen.

»Ich hätte etwas anderes machen können«, werfe ich mir manchmal etwa ein Jahr später vor.

Was wird wohl aus ihm geworden sein? Ehrlich gesagt möchte ich es auch nicht wissen, da Menschen in solchen Situationen gerne dazu tendieren einfach wegzusehen. Die Augen zu schließen und es zu vergessen.

Aber ich kann es nicht vergessen. Ich will es nicht vergessen.

Manchmal stelle ich mir die Frage, warum. Warum gibt es so große Unterschiede im Wohlstand zwischen Menschen und Gegenden? Wird er jemals eine Zukunft haben? So wie ich? Pilotin zu werden, erfolgreich zu sein...

Das wird er wahrscheinlich nie erreichen können.

Ich finde es traurig. Traurig, dass die Welt von einer Gleichberechtigung aller Menschen, aller Schichten, Kontinenten und Länder noch so weit entfernt ist.